

Autobiografie von
Paul Hattaway

Autor von »The Heavenly Man«

*Gottes
große
Ernte
in Asien*

Wie ein einfacher Mann zum
Apostel Gottes wurde

cap-books

INHALT

Vorwort.....	11
Einleitung.....	13
Kapitel 1: Der Mann mit einer Gehirnhälfte.....	17
Kapitel 2: Eine Sauerstoffverschwendung.....	25
Kapitel 3: An Gottes Angelhaken.....	33
Kapitel 4: Alles wird neu.....	43
Kapitel 5: Mein neuer Vater.....	51
Kapitel 6: Kraft aus der Höhe.....	59
Kapitel 7: Eine heilige Nacht.....	69
Kapitel 8: Das Abenteuer beginnt.....	79
Kapitel 9: Ein Esel für Jesus.....	87
Kapitel 10: Manna vom Himmel.....	99
Kapitel 11: Umweg.....	107
Kapitel 12: Kaulquappen.....	117
Kapitel 13: Spurwechsel.....	125
Kapitel 14: Zurück in den Kampf.....	135
Kapitel 15: Ein Anschlag auf die Sinne.....	145
Kapitel 16: Eine himmlische Vision.....	153
Kapitel 17: Die Versuchung.....	163
Kapitel 18: Grundsteine.....	175
Kapitel 19: Ein Einheimischer werden.....	185
Kapitel 20: Joy.....	193

Kapitel 21: Einschüchterung.....	201
Kapitel 22: Amerika.....	211
Kapitel 23: Eine neu entfachte Liebe	221
Kapitel 24: Hindernisse auf dem Weg zum Altar	231
Kapitel 25: Die Hölle bricht los.....	239
Kapitel 26: Eine Grenzlinie im Sand.....	247
Kapitel 27: In einem Spinnennetz gefangen	255
Kapitel 28: Die Wahrheit kommt ans Licht	265
Kapitel 29: „Geh und versteck dich“	273
Kapitel 30: Operation China	285
Kapitel 31: Ein neues Millennium.....	297
Kapitel 32: Heavenly Man.....	305
Kapitel 33: Der offene Brief	313
Kapitel 34: Ein herrliches Durcheinander	323
Kapitel 35: Gemeinde auf der Bühne.....	337
Kapitel 36: Gottes größter Missionar.....	347
Kapitel 37: Einbringen der Ernte	355
Kapitel 38: Einige Extrakte.....	367
Kapitel 39: Meine Geheimwaffe.....	377
Kapitel 40: Schlaglöcher auf dem Weg	387
Kapitel 41: Neue Pläne	397
Postskript zur deutschen Ausgabe	407

EINLEITUNG

Vor einigen Jahren wurde ich gebeten, mein Glaubenszeugnis in einem Hauskreistreffen zu erzählen. Etwa vierzig Christen saßen dicht gedrängt in einem großen Wohnzimmer, viele von ihnen in der Hoffnung, ein geistliches Geheimnis zu erhaschen, um ihr eigenes Leben voranzubringen. Der Pastor leitete das Treffen mit einer sehr schmeichelhaften Vorstellung von mir ein, bei der ich innerlich zusammenzuckte. Um die Atmosphäre wieder auf den Boden zu holen, begann ich mit den Worten: „Guten Abend. Mein Name ist Paul und ich bin Abschaum.“

Gequält lächelnde Mienen und nervöses Gelächter füllten den Raum. Der Pastor schaute besorgt herüber und fragte sich offenbar, was nun folgen würde. Vielleicht hielt er meine einleitenden Worte für eine neue Vortragstechnik oder einen psychologischen Kunstgriff, doch bald merkte er, dass ich einfach die Wahrheit sagte. Nach über 25 Jahren im Dienst für Jesus Christus in vielen Nationen schämte ich mich nicht, mein Leben ähnlich zu betrachten wie Paulus, der schrieb: „Wir sind geworden wie der Abschaum der Menschheit, jedermanns Kehrlicht, bis heute“ (1. Korinther 4,13).

Auch wenn ich weiß, dass es in mir selbst rein gar nichts gibt, womit ich prahlen könnte, gibt es in meiner Geschichte eine andere Komponente, von der ich erzählen möchte. In meinem Leben geschah ein großes Wunder, als ich noch ein Teenager war. Völlig unerwartet begegnete ich Einem, der mich von innen heraus völlig verwandelte und mir ein starkes Bewusstsein der Berufung und Bestimmung für mein Leben gab. Sein Name ist Jesus Christus.

Vor etwa vierzehn Jahren haben Freunde, die meine Geschichte gut kennen, mich erstmals ermutigt, ein Buch zu

schreiben, damit andere inspiriert werden können. Ich zögerte, nicht zuletzt, weil meine gefährliche Arbeit verlangt, dass ich möglichst wenig in der Öffentlichkeit wahrgenommen werde. Jahrelang schob ich jeden Gedanken an das Schreiben einer Autobiografie in den hintersten Winkel meines Bewusstseins und konzentrierte mich auf meine Arbeit.

2013 wurde mir bewusst, dass 25 Jahre vergangen waren, seit ich die ersten Schritte im christlichen Dienst begonnen hatte. Gleichzeitig wollten viele Menschen wissen, wie unsere Organisation gegründet wurde, und fragten uns, welche Prinzipien unser Wachstum in all den Jahren vorangebracht hatten. Nachdem eine Reihe solcher Anfragen eingegangen war, fing ich an, Gott ernsthafter zu fragen, ob ich meine Geschichte erzählen sollte oder nicht. Schließlich wurde mir klar, dass die Zeit gekommen war, meine Autobiografie zu schreiben. Es ist für mich eine Ehre, sie Ihnen zu erzählen, und ich hoffe, dass der lebendige Gott sie dazu gebrauchen wird, Sie auf Ihrem eigenen Weg im Leben zu ermutigen.

William Carey, den man als „Vater der modernen Mission“ bezeichnete, wurde einmal gebeten, das Geheimnis seiner jahrzehntelangen fruchtbaren Missionsarbeit in Indien zu offenbaren. Carey erwiderte: „Ich kann vorwärts marschieren. Ich kann beharrlich auf jedes definierte Ziel hinarbeiten. Diesen beiden Dingen verdanke ich alles.“

Biografien neigen dazu, in einigen Highlights zu bündeln, was sich im Leben eines Menschen über Jahrzehnte entwickelte, und die Leser können den verzerrten Eindruck gewinnen, dass jeder Tag aufregend war. Die Wirklichkeit sieht aber wie bei William Carey so aus, dass ein großer Teil meines Lebens und Dienstes sich darauf beschränkte, „treu weiter zu marschieren“.

Ich empfinde es als Ehre, dass ich bei meinem Abenteuer mit Gott einige wunderbare Dinge erlebt habe, aber bitte glauben Sie auch nicht einen Moment, ich wäre etwas Besonderes

oder ich hätte aus eigenen Fähigkeiten oder aus eigenem Wissen irgendetwas Anerkennenswertes erreicht. Alles Nützliche, was aus meinem Leben hervorgegangen sein mag, war ein unmittelbares Ergebnis der Gnade und Barmherzigkeit Gottes für mich durch Jesus Christus.

Alle Ehre sei Jesus, denn er allein ist würdig.

Kapitel 1

DER MANN MIT EINER GEHIRNHÄLFTE

Mai 2013

Am Abend des 29. Mai 2013 schlüpfte ich ins Bett. Nach einem erholsamen Schlaf wachte ich am nächsten Morgen auf und fühlte mich benommen. Als ich aufstehen wollte, stellte ich fest, dass ich nicht stehen oder gehen konnte. Meine linke Hand war eiskalt und ich wusste, dass etwas Ernstes geschehen war.

Meine Frau Joy rief den Notarzt, und kurz darauf wurde ich zweieinhalb Stunden lang über holprige, kurvenreiche Straßen in das nächste Krankenhaus gefahren. Ich konnte nur ahnen, was Joy und unsere beiden jungen Söhne Dalen und Taine durchmachten, während sie im Auto hinter uns herfuhrten, ohne zu wissen, was im Krankenwagen mit mir geschah.

Als wir an der Klinik eintrafen, wurde mein Bett in die Notaufnahme gerollt und es wurde eine CT-Aufnahme gemacht. Nach einer Weile kam ein Arzt mit düsterer Miene herein und überbrachte die Nachricht: „Herr Hattaway, Sie haben einen schweren Schlaganfall erlitten. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass die Hälfte Ihres Gehirns abgestorben ist, sodass die linke Seite Ihres Körpers gelähmt ist.“

Mein erster Gedanke nach dieser düsteren Diagnose war: „Für Jesus ist das kein Problem! Bei Lazarus war das gesamte

Gehirn abgestorben, aber der Herr erweckte ihn wieder zum Leben und heilte ihn vollständig!“ Ich wusste, dass meine Lage aus medizinischer Sicht schlimm war, aber Jesus wirkt auf übernatürliche Weise und er erklärte: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“ (Lukas 18,27).

Ich hatte immer die Fähigkeit, den meisten Situationen eine komische Seite abzugewinnen, und so deutete ich dem Arzt mit dem rechten Zeigefinger, näher zu kommen. Er lehnte sich vor und ich sagte zu ihm: „Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor. Auch wenn mir nur noch eine Gehirnhälfte bleibt, habe ich damit immer noch vielen anderen Menschen etwas voraus!“

Obwohl ich meinen Sinn für Humor behielt, musste ich mich in den folgenden Tagen meiner eigenen Sterblichkeit stellen. Ich hatte plötzlich ein neues Bewusstsein gewonnen, wie zerbrechlich das Leben ist, doch die meisten Menschen leben, als ob sie nie sterben würden, und sind sich nicht bewusst, dass sie nur einen Herzschlag, ein Blutgerinnsel oder einen Unfall davon entfernt sind, vor dem Richterstuhl des allmächtigen Gottes zu stehen. Die Bibel sagt: „Kein Geschöpf ist vor ihm verborgen, sondern es ist alles bloß und aufgedeckt vor den Augen dessen, dem wir Rechenschaft geben müssen“ (Hebräer 4,13).

Jesus lehrte: „Wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebte, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben“ (Matthäus 6,14-15). Wenn meine Zeit gekommen war, wollte ich nicht mit irgendeiner Unversöhntheit oder Bitterkeit vor meinem Schöpfer erscheinen. Ich machte mir in Gedanken eine Liste der Menschen, denen ich vergeben musste, und betete für jeden von ihnen namentlich.

Die Zeit, in der ich dort im Krankenhausbett lag und meine rechte Körperhälfte nicht bewegen konnte, war ein

Kapitel 2

EINE SAUERSTOFF- VERSCHWENDUNG

Die 1960er waren ein Jahrzehnt der Unruhen in vielen Teilen der Welt. Rassenaufstände plagten die Vereinigten Staaten, und der Vietnamkrieg eskalierte, der 1968 seinen blutigen Höhepunkt erreichte. Währenddessen hielt die ganze Welt kollektiv den Atem an in der Hoffnung, dass die beiden Supermächte der Sowjets und der Amerikaner die nötige Selbstbeschränkung aufbringen würden, nicht die ganze Menschheit unter gewaltigen Atompilzwolken auszulöschen.

Die meisten Menschen, die damals am unteren Ende der Welt in dem verschlafenen Neuseeland lebten, hatten kaum mehr als einen neugierigen Blick für die Weltereignisse übrig. Es war ein einfaches Leben in diesem Land mit nur zwei Millionen Einwohnern, aber fast vierzig Millionen Schafen. Die Gedanken der Menschen kreisten vor allem um die Preise für Wolle und Fleisch. Nach der Landung pflegte ein australischer Pilot gern zu sagen: „Meine Damen und Herren, wir sind nun in Neuseeland gelandet. Bitte stellen Sie Ihre Uhren vierzig Jahre zurück!“

Im Oktober 1968, neun Monate, bevor ein Mensch erstmals seinen Fuß auf den Mond setzte, fuhren Des und Valda Hattaway mit dem Taxi in ein Krankenhaus in Auckland, der größten Stadt Neuseelands. Hochschwanger mit ihrem sechsten Kind lehnte die eigensinnige Valda die angebotenen

Rollstühle am Eingang ab und zog es vor, die Klinik aus eigener Kraft zu betreten. Einige Stunden später brachte sie ihren dritten Sohn zur Welt, Paul.

Ich war das letzte Kind meiner Eltern. Jahre später sagte meine Mutter, die einen guten Sinn für Humor besaß, schmunzelnd: „Als du geboren wurdest, dachten wir daran, dich ‚Feierabend‘ zu nennen.“

Irritiert fragte ich nach, was sie denn damit meinte. Sie fuhr fort: „Nun, als du geboren warst, haben wir uns gesagt: ‚Jetzt ist Feierabend!‘“

In späteren Jahren las ich zahllose christliche Biografien. Viele Autoren sprechen von dem christlichen Erbe, das ihre Familien ihnen mitgegeben haben, als einem Segen aus Generationen, der ihnen ein solides Fundament für die Berufung Gottes für ihr Leben gab.

Meine Geschichte ist eine andere.

Meine Mutter, die maorischer Herkunft und deshalb braunhäutig war, heiratete meinen Vater, einen hellhäutigen Europäer. Die Maori sind die einheimischen Polynesier von Neuseeland. Jahrhundertlang hatten meine Vorfahren Götzen angebetet und in tiefer Gefangenschaft und Gewalt gelebt. Als die ersten protestantischen Missionare nach Neuseeland kamen, sahen sie sich mit starken Mächten der Finsternis konfrontiert. 1865 wurde der deutsche Missionar Carl Völkner an einem Ort namens Opotiki von den örtlichen Maori enthauptet, die dann seine Augäpfel herausrissen und aßen.

Nach ihrem High School-Abschluss in einer ländlichen Gegend im Norden Neuseelands fand meine Mutter ihre erste Arbeitsstelle in der Hauptstadt Wellington. Ihre Eltern achteten auf strenge Disziplin und verlangten, dass sie an allen größeren Feiertagen nach Hause zurückkehrte. Und so buchte meine Mutter ein Ticket für einen Zug, der am Nachmittag des 24. Dezember 1953 von Wellington abfuhr und früh am nächsten Morgen rechtzeitig zum Weihnachtsfest in ihrer Heimatstadt

Kapitel 3

AN GOTTES ANGELHAKEN

Neuseeland war eine gesegnete Nation, als ich dort in den 1970er und Anfang der 1980er Jahre aufwuchs, mit herrlichen Landschaften, frischer Luft und freundlichen, umgänglichen Menschen; Probleme gab es kaum. In einer Studie wurde einmal festgestellt, dass Neuseeland mehr Auslandsmissionare pro Einwohner aussandte als jedes andere Land der Welt. Wenn mein Heimatland während meiner Jugendjahre eine Drehscheibe der Erweckung war, dann ging dieser Segen traurigerweise an unserer Familie vorbei.

Meine Eltern bekannten sich stolz dazu, Menschen der Welt zu sein, und wollten mit geistlichen Dingen nichts zu tun haben. Folglich kamen die Hattaway-Kinder nicht mit dem Christentum in Berührung. Nie besuchten wir die Sonntagschule, nahmen nicht an Gemeindefreizeiten teil und erhielten keinerlei religiöse Erziehung.

Als ich zum ersten Mal eine Kirche betrat, tat ich es, um Unfug anzustellen. Ein Nachbarsjunge hatte mich überredet, mit ihm einen Streifzug durch die örtliche Baptistengemeinde zu machen. Wir vereinbarten, uns um Mitternacht zu treffen und dunkle Kleidung zu tragen, um nicht entdeckt zu werden. Nachdem wir durch ein Hinterfenster in die Kirche eingedrungen waren, machten wir uns daran, ein Chaos anzurichten, indem wir Feuerlöscher betätigten, den weißen Schaum über die Wände und Kirchenbänke versprühten und Bibeln und Gesangbücher in das leere Taufbecken warfen. Nach zwanzig

Minuten fanden wir, dass wir genug Schaden angerichtet hatten. Wir verließen das Gebäude auf demselben Weg, auf dem wir gekommen waren, und hinterließen ein gewaltiges Durcheinander, das irgendjemand würde aufräumen müssen.

Obwohl ich gottlos erzogen worden war, plagte mich mein Gewissen mehrere Nächte lang so heftig, dass ich kein Auge zutun konnte. Hellwach lag ich da, in der bangen Erwartung, von dem Allmächtigen mit dem Tod gestraft zu werden, weil ich sein Haus so übel zugerichtet hatte. Ich stand im Begriff, mein Leben völlig gegen die Wand zu fahren.

Meinen ersten Job nach Verlassen der Schule fand ich in einer Bank, wo ich die Münzsäckchen zählte, die jeden Tag von den Geschäften abgeliefert wurden. Ich ergatterte andere kleine Jobs, doch nichts davon stillte meinen Hunger, die Welt zu erfahren. 1985 beschloss ich, Auckland zu verlassen, wo ich mein ganzes sechzehnjähriges Leben verbracht hatte. Es gab dort zu viele schlimme Erinnerungen, und die anhaltenden Probleme mit meiner Schwester weckten in mir den Wunsch, soweit zu reisen wie möglich.

Ich kratzte genug Geld zusammen, um mir ein einfaches Ticket zur Südinsel zu kaufen. Ich reiste in die Kleinstadt Nelson, wo ich tagelang ohne einen Hoffnungsschimmer nach Arbeit suchte. Ein Ladenbesitzer meinte nur, ich sollte in der Schule sein. Vielleicht gab es Jobs, aber nicht für einen Schulabbrecher. Mir wurde schlagartig bewusst, dass die Welt mir keinen Lebensunterhalt schuldig war.

Etwas Peinliches geschah, als ich bei meiner Suche nach Arbeit auf eine Zeitungsannonce stieß, die lautete: „Verkaufspersonal gesucht. Keine Vorerfahrung nötig.“

Ich wählte die Nummer, und eine überraschte Frau fragte, was ich denn über ihre Firma wusste. Ich versicherte ihr, dass ich bereit war, zu lernen und hart zu arbeiten, was immer die Firma auch verkaufte. Scheinbar beeindruckt von meinem Eifer willigte die Dame ein, mich an einige Türen klopfen zu